

dot
books

INTERNATIONALER
BESTSELLERAUTOR

DAVID
HEWSON

Der Kult
des
Todes

KRIMINALROMAN



Über dieses Buch:

Dunkle Wolken brauen sich über der Ewigen Stadt zusammen... Bei der römischen Polizei ist zunächst niemand alarmiert als der Schlamm am Ufer des Tibers eine vermeintlich antike Leiche mit einer Münze im Mund freigibt. Doch dann stellt sich heraus, dass es sich keineswegs um eine gut erhaltene Mumie, sondern um eine kürzlich verschwundene junge Frau handelt! Ist hier ein Wahnsinniger am Werk – oder ein Kult, der Menschen nach altem Ritus opfert? Nic Costa, ein junger Polizist mit dunkler Vergangenheit, wird auf den Fall angesetzt und findet sich schon bald in einem Wettlauf mit der Zeit wieder: Denn eine britische Touristin hat ihre 16-jährige Tochter vermisst gemeldet – und das Mädchen sieht der ermordeten Frau vom Tiber erschreckend ähnlich ...

»David Hewsons Rom ist düster und verlockend, verführerisch und gefährlich, ein Ort, an dem das Echo der Geschichte noch in den Verbrechen von heute zu hören ist.« Tess Gerritsen

Über den Autor:

David Hewson wurde 1953 geboren und begann bereits im Alter von 17 Jahren für eine Lokalzeitung im Norden Englands zu arbeiten. Später war er Nachrichten-, Wirtschafts- und Auslandsreporter bei der »Times« und Feuilletonredakteur bei »The Independent«. Heute ist er ein international bekannter Bestsellerautor. Sein Thriller »Todesritual«, auch bekannt unter dem Titel »Semana Santa«, wurde mit dem W. H. Smith Fresh Talent Preis für einen der besten Erstlingsromane ausgezeichnet und verfilmt. Er schrieb die Bücher zur dänischen Fernsehserie »The Killing« und seine Nic-Costa-Kriminalromane wurden weltweit zum großen Erfolg.

Die Website des Autors: davidhewson.com

Bei dotbooks erscheinen von David Hewson die Nic-Costa-Kriminalromane »Das Blut der Märtyrer« und »Der Kult des Todes«, außerdem der Thriller »Todesritual« und der Spannungsroman »Die dunklen Schatten von Venedig«.

eBook-Neuausgabe Juni 2022

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 2003 unter dem Originaltitel »The Villa of Mysteries« bei Macmillan, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 2005 unter dem Titel »Villa der Schatten« bei Ullstein.

Copyright © der englischen Originalausgabe 2003 by David Hewson

Copyright © der deutschen Erstausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2005

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Covergestaltung: Kristin Pang, unter Verwendung von Motiven von Nikolay Antonov / shutterstock.com und Malivan_Iuliia / shutterstock.com

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (mm)

ISBN 978-3-98690-225-4

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Der Kult des Todes« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne

Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche
Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

David Hewson
Der Kult des Todes

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Hedda Pänke

dotbooks.

Pentheus:

Den heil'gen Dienst – begehest du nachts ihn oder tags?

Dionysos:

Bei Nacht zumeist, weil heilig uns das Dunkel ist.

Euripides, *Die Bakchen*

Teil Eins: Luperkalien

Kapitel 1

Bobby und Lianne Dexter waren ehrbare, rechtschaffene Leute. Sie besaßen ein nagelneues, luxuriöses Holzhaus auf einem riesigen Waldgrundstück dreißig Meilen außerhalb von Seattle und arbeiteten ebenso hart wie fleißig bei Microsoft, Bobby im Marketing, Lianne in der Finanzabteilung. An jedem Wochenende wanderten sie, und einmal im Jahr kletterten sie auf den Gipfel des Mount Rainier. Außerdem gingen sie regelmäßig ins Fitness-Center, obwohl das Bobby auch nicht viel gegen sein »familiäres Erbe« half – das Bäuchlein, das sich unübersehbar über seinen Jeans wölbte. Und das mit gerade einmal dreiunddreißig.

Die Dexters führten das friedliche, angenehm sorgenfreie Leben der US-amerikanischen Middle Class. Mit Ausnahme der beiden Wochen in jedem Frühjahr, in denen sie Urlaub im Ausland machten. Sie betrachteten das einfach als eine Frage des Ausgleichs. Fünfzig Wochen im Jahr hart arbeiten und die restlichen zwei feiern. Vorzugsweise dort, wo niemand sie kannte, wo andere Regeln galten. Oder auch gar keine. Und so saßen sie an diesem kühlen Februartag rund zwanzig Kilometer vor Rom benebelt von Rotwein und Grappa in ihrem gemieteten Renault Clio und bretterten in waghalsigem Tempo über die Schlaglöcher einer Schotterpiste, auf die sie hinter dem Flughafen in Fiumicino eingebogen waren und die nun auf das graue Band des Tiber zuführte.

Lianne warf einen vorsichtigen Seitenblick auf ihren Mann. Bobby schäumte noch immer vor Wut. Den ganzen Vormittag lang hatte er am Rand der Ausgrabungen von Ostia Antica, dem römischen Hafen der Antike, mit einem Metalldetektor emsig den Boden abgesucht. Doch gerade

als er dem Ding die ersten Pieptöne entlocken konnte, waren zwei grimmige Archäologentypen aufgetaucht und hatten sie angeschrien. Keiner der beiden verstand Italienisch, aber der Sinn des Gebrülls war eindeutig. Entweder sie packten ihren Detektor ein und verschwanden, oder der Jahresurlaub der Dexters würde in Handgreiflichkeiten mit zwei stämmigen Italos ausarten, die ganz so aussahen, als täten sie nichts lieber, als kräftig auszuteilen.

Gekränkt suchten Bobby und Lianne Zuflucht in einer Osteria am Straßenrand, wo der Kellner, ein unrasierter Flegel in schmuddeligem Sweatshirt, alles noch schlimmer machte, indem er sie darüber belehrte, dass es Pasta hieß und nicht »Pästä«.

Bobbys kalkweiße, schlaffe Wangen röteten sich verdächtig. »Dann bringen Sie mir eben ein verdammtes Steak«, knurrte er und bestellte dazu einen Liter *Rosso della casa*. Lianne schwieg. Sie wusste, wann es klüger war, Bobbys Launen einfach hinzunehmen. Wenn es in Sachen Alkoholkonsum zu bedenklich wurde, konnten sie das Auto am Flughafen zurücklassen und mit einem Taxi nach Rom fahren. Nicht, dass Italiener etwas dagegen hätten, angetrunken Auto zu fahren. Sie taten es ständig. Zumindest kam es Lianne so vor. So war Italien nun mal. Lax. Sie und Bobby benahmen sich lediglich wie Einheimische.

»Ich kann diese Leute echt nicht begreifen«, maulte Bobby, als er den Clio über betonharte Spurrillen holpern ließ. »Tun ja gerade so, als ob ... Ich meine, haben sie denn nicht wirklich mehr als genug von dem Zeug?«

Lianne wusste, was ihn erbitterte. Im vergangenen Herbst hatten die Jorgensens von ihrem Urlaub in Griechenland eine fußballgroße Marmorbüste mitgebracht. Den Kopf eines jungen Mannes – wahrscheinlich Alexander der Große, erklärten die Jorgensens –, voller dichter Locken und mit attraktiven, leicht femininen

Gesichtszügen. Um den genau richtigen Moment abzuwarten, ließen die beiden zunächst kein Wort über ihr Mitbringsel verlauten. Doch dann, buchstäblich aus heiterem Himmel, lud Tom Jorgensen Lianne und Bobby in ihr »Häuschen« im skandinavischen Stil – mit immerhin zwei Obergeschossen und einem parkähnlichen Garten –, um endlich einmal ein Glas miteinander zu trinken, wie er sagte. Natürlich ging es dabei nur um die Marmorbüste. Tom berichtete ausführlich davon, wie er den Marmorkopf bei der Besichtigung einer Ausgrabungsstätte außerhalb von Sparta entdeckt und abends nach dem Heimgang der Ausgräber einen Einheimischen bestochen hatte, ihn auf das Gelände zu lassen. Dann rühmte er sich noch seiner Pffiffigkeit, den Marmorkopf als Übergepäck aus dem Land geschmuggelt zu haben. Doch das war nur wieder eine von Toms Lügengeschichten, vermutete Lianne. In Wahrheit hatte er das Ding in irgendeinem Laden gekauft wie jedermann sonst. Um sich interessanter zu machen, log dieser Bursche doch nach Strich und Faden. Auf diese Weise hatte er es auch geschafft, sich über Bobby hinweg in die Musik- und TV-Projekte von Microsoft hineinzudrängen, um mit Rockstars und Filmleuten zusammenzutreffen, während Bobby, der genauso intelligent war, vielleicht sogar intelligenter, sich mit den langweiligen Freaks herumplagen musste, die höchstens bei der Erwähnung von Datenbanken ausflippten.

Aber Toms Märchen blieb nicht ohne Wirkung. Zwei Wochen später verkündete Bobby, dass sie ihren Urlaub im kommenden Frühjahr in Italien verbringen würden. Er fragte nicht einmal, was sie davon hielt. Insgeheim hatte Lianne zwar von Aruba geträumt, aber sie fügte sich. Und wie sich dann herausstellte, war Rom gar keine so schlechte Wahl. Die Stadt begann ihr ernsthaft zu gefallen. Doch heute Morgen wendeten sich die Dinge zum Schlechten. Irgendein britischer Sonderling konnte seine Gelehrsamkeit nicht für sich behalten und dozierte am

Frühstücksbüfett des Hotels darüber, dass im antiken Rom der heutige Tag den Toten gewidmet war, an dem sie eine Ziege oder einen Hund opferten und mit dem Blut die Stirn ihrer Kinder bestrichen, nur damit diese sich an ihre Vorfahren erinnerten. Bobby reagierte reflexartig. Eine Viertelstunde später telefonierte er mit einer Mietwagenfirma und ließ sich einen Metalldetektor.

Und jetzt befanden sie sich inmitten einer trostlosen Einöde, waren sturzbetrunken und hatten keine Ahnung, was sie als Nächstes tun sollten. Lianne träumte von Aruba, und der Schmerz war umso schlimmer, da sie nicht wusste, wie es dort aussah. Verstohlen legte sie eine Hand ans Lenkrad und steuerte den Clio an einem Felsbrocken vorbei, der rechts vor ihnen auftauchte. Die Straße wurde zunehmend schmaler. Möglicherweise blieben sie bald stecken und mussten zur nächsten größeren Straße laufen, um Hilfe zu holen. Das war eine Vorstellung, die ihr überhaupt nicht behagte. Sie hatte nicht die richtigen Schuhe an.

»Es ist schlicht und einfach Habgier, Bobby«, sagte sie.
»Wie könnte man es sich sonst erklären?«

»Ich meine ... was macht es denn schon aus? Wenn ich den Mist nicht finde, bleibt das Zeug, wo es ist. Im Boden! Ein Italiener denkt doch nicht einmal im Traum daran, das Zeug aus der Erde zu buddeln.«

Doch da irrte er sich. Lianne hatte überall Gruben und Ausschachtungen bemerkt. Die meisten sahen stillgelegt aus, aber vielleicht fehlten auch die nötigen Arbeitskräfte. Trotzdem war es besser, ihm nicht zu widersprechen. »Sie brauchen es nicht, Bobby. Sie haben bereits mehr als genug. So viel, dass es ihnen zu den Ohren rauskommt.«

Mit Sicherheit war es so. Wenn Lianne an all die Museen dachte, die sie in den vergangenen Tagen besucht hatten, wurde ihr ganz schwindelig. Diese gigantischen Massen an Altertümern und Relikten. Im Gegensatz zu Bobby hatte sie die Reiseführer gelesen und wusste, dass sie gerade mal

eben an der Oberfläche gekratzt hatten. Sie würden eine ganze Woche in Rom verbringen und doch nicht alles sehen können. Die Anhäufung wirkte exzessiv. Ungerecht. Ungehörig. Bobby hatte Recht. Wenn die Italiener auch nur einen Funken Anstand besäßen, würden sie etwas abgeben.

Der Wagen geriet in ein riesiges Schlagloch, schoss an der anderen Seite wieder heraus, hob kurz ab und landete mit einem lauten Knall auf seinen Reifen. Es hörte sich an, als hätte sich am Unterboden etwas gelöst. Lianne blickte durch die Windschutzscheibe. Hinter Grasflächen, die eher nach Sumpf- und Moorvegetation als nach Strandbewuchs aussahen, lag eine graue, schaumbedeckte Wasserfläche. Kurz vor dem flachen Ufer endete die Straße im Nichts. Bobby musste wohl oder übel hier aussteigen, um seinen kleinen Spaß zu haben, aber dann sollten sie den Wagen so schnell wie möglich zu Avis bringen und in der Stadt untertauchen, bevor jemand die Dellen oder noch Schlimmeres bemerkte.

»Keine Sorge«, sagte sie. »Hier wirst du etwas entdecken, Bobby. Da bin ich mir ganz sicher. Du wirst bestimmt etwas finden, was diesen Mistkerl Tom Jorgensen total neidisch macht. Du ...«

Abrupt trat er auf die Bremse und brachte den kleinen Wagen zwanzig Meter vor dem Ende der Fahrbahn zum Stehen. Er blickte sie mit diesem kalten Gesichtsausdruck an, den sie nur ein- oder zweimal im Jahr sah, aber so abgrundtief hasste, dass sie sich manchmal nicht sicher war, ob die Heirat mit Bobby Dexter, dem pummeligen Bobby, über den sich alle Frauen hinter seinem Rücken lustig machten, wirklich eine so gute Idee gewesen war.

»Was?«, fragte Bobby fast tonlos.

»Ich habe doch nur, wollte doch nur ...«, stammelte Lianne und verstummte.

Mit einem Wurstfinger stieß er gegen ihre Brust. Sie konnte seine Fahne riechen.

»Glaubst du etwa, es geht mir nur um diesen verdammten Tom Jorgensen?«

»Nein. Natürlich nicht!«

»Glaubst du wirklich, ich hätte diesen ganzen verdammten Urlaub geplant, gebucht und bezahlt, dich zu diesen wundervollen Stätten mitgenommen – allein wegen Tom Jorgensen und seinem beschissenen Marmorschädel?«

Lianne ließ sich Zeit mit der Antwort. In den drei Jahren ihrer Ehe hatte Bobby sie nur einmal in Tränen ausbrechen lassen. Damals in Cancun, wegen eines sexuellen Ansinnens, das sie als absurd, unnötig und zutiefst unhygienisch empfand. Die Erinnerung schmerzte noch immer. Sie begriff nicht, warum sie es nicht vergessen konnte.

»Natürlich glaube ich das nicht. Ich hatte den Eindruck. Ach, ich weiß auch nicht ...« Offenbar kamen ihr nur die falschen Worte über die Lippen.

»Großer Gott!«, schrie Bobby. »Allmächtiger Himmel!«

Er trat das Gaspedal durch, rammte den ersten Gang ein und ließ die Kupplung los. Mit markerschütterndem Getöse schoss der Clio vorwärts, schwenkte zur Seite und saß zwei Sekunden später auf einem massiven Schlamm buckel fest, in dessen Inneren sich – zumindest für Lianne – die Reste eines Zaunpfahles zu verbergen schienen. Das rechte Vorderrad drehte sich kreischend, als der Berg aus fest gebackenem Schlamm die gesamte rechte Vorderfront des Clio in die Luft stemmte.

Anklagend starrte Bobby seine Frau an. »Na wundervoll«, knurrte er. »Einfach großartig.«

Sie schluchzte trocken und versuchte verzweifelt, die Tränen zurückzudrängen.

»Tu mir das nicht an, Lianne. Nicht hier und nicht heute. Wir sind nicht in Cancun. Du kannst deinen Berserker von einem Vater nicht anrufen, damit er mir droht, mir den Schädel einzuschlagen, nur weil du Kopfschmerzen hast.«

Es war ein Fehler, ihrem Vater davon zu erzählen. Das war ihr von Anfang an klar gewesen. Aber Bobby hatte es darauf angelegt. In Cancun war eine Grenze überschritten worden. Sie wollte, dass er das begriff.

»Bobby ...«, schluchzte sie.

Er starrte zum Fenster hinaus auf den trägen, grauen Fluss.

»Was ist?«

»Ich rieche Benzin.« Aufkommende Angst ließ ihre Tränen spontan versiegen. »Du nicht?«

»O Gott«, keuchte er, fummelte an ihrem Gurt und schob die Beifahrertür auf. Mit glasigen Augen lächelte sie ihn selig an. Er hatte an sie gedacht. Bevor er seinen eigenen Sicherheitsgurt öffnete.

»Bobby ...«

Er stieß sie zur Tür hinaus. »Um Himmels willen, steig aus. Raus mit dir, dumme Kuh ...«

Mit einem letzten Blick vergewisserte sich Bobby Dexter, dass seine Frau in Sicherheit war, drehte sich um und schleuderte hastig ein paar Dinge vom Rücksitz ins Freie, bevor er sich aus dem Wagen fallen ließ. Er war so betrunken, dass er ungeschickt aufkam und sich bei der Landung auf dem harten Boden die Ellbogen prellte. Es tat höllisch weh.

Fluchend rappelte er sich hoch, sammelte seine Sachen ein und blickte sich um. Lianne stand zehn Meter vom Clio entfernt am Straßenrand, mit auf dem Rücken verschränkten Händen wie ein Schulmädchen, das darauf wartete, dass man ihm sagte, was es tun sollte.

Er ging zu seiner Frau hinüber.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er und wirkte fast ein bisschen besorgt. Immerhin, dachte sie.

»Sicher.« Sie hatte aufgehört zu weinen. Es schien ihn zu freuen. Nun, das war wirklich erstaunlich.

Das Auto gab ein Geräusch von sich, eine Art zischendes Keuchen. Sie sahen, wie eine dünne Flamme unter der

Motorhaube hervorschoss und zur Windschutzscheibe emporzüngelte.

»Genau das gefällt mir an Mietwagen«, sagte Bobby. »Sie gehen vor deinen Augen in Flammen auf und man kann nichts anderes tun, als einen Schritt zurückzutreten und die Show zu genießen. Jetzt wünschte ich wirklich, ich hätte ein größeres Auto gemietet.«

Der leichte Wind erfasste die Flammen, trieb sie über das Dach, wirbelte sie durch die Fenster ins Wageninnere, über die Sitze, auf denen noch vor einer guten Minute Bobby und Lianne Dexter gesessen und miteinander gestritten hatten. Dann, mit einem plötzlichen Getöse aus Dröhnen und Rauschen, brannte der ganze Renault, ging in einer Wolke aus Flammen und Rauch auf.

Lianne klammerte sich an den Arm ihres Mannes und betrachtete das Schauspiel mit angehaltenem Atem. Bobby hatte Recht. Es war das Problem von Avis. Dafür waren sie schließlich da. Deshalb die exorbitanten Preise.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte sie. Sie blickte Bobby an und stellte fest, dass er lächelte. Zum ersten Mal seit Stunden.

Er hielt einen der vom Autorücksitz geretteten Gegenstände hoch. Es war der Metalldetektor, den sie sich heute Vormittag in einem Geschäft in der Nähe des Hotels geliehen hatten.

»Genau das, wofür wir hergekommen sind«, erklärte Bobby Dexter. »Daddy geht auf die Jagd.«

Sie versuchte es mit einem Lachen und fragte sich, ob es sich echt anhörte, natürlich. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber das war egal. Bobby achtete gar nicht auf sie. Er lief auf den Fluss zu, marschierte über den morastigen Boden, der sich anfühlte, als könnte er jeden Moment unter einem nachgeben. Er hatte die Kopfhörer aufgesetzt und lauschte. Schon bald lachte auch Bobby Dexter. Offenbar hörte er etwas. Etwas Verheißungsvolles. Lianne ging ihm nach. Sie standen jetzt etwa zwanzig Meter vom Flussufer

entfernt. Meilenweit war keine andere Menschenseele zu sehen. Alles, was sie hier finden würden, gehörte mit Sicherheit ihnen.

»Hörst du das?«

Sie nahm ihm die Kopfhörer ab und hielt eine Muschel an ihr Ohr. Es piepte wie ein Vogel, dessen Nest in Gefahr war.

»Wart's nur ab, Tom Jorgensen«, zischte Bobby, und sie wagte nicht, ihm in die Augen zu sehen. »Du verdammtes Großmaul, ich werd's dir zeigen. Lianne, bring mir Hacke und Spaten.«

Kapitel 2

Er hockte trübsinnig vor einem Kaffee, als Barbara Martelli die kleine Bar nahe der Questura betrat. Sie steckte in ihrer makellosen, schwarzen Uniform, hatte den Helm in der Hand, und ihre kinnlangen, blonden Haare wippten mit jedem Schritt.

»Nic? Sie sind wieder im Dienst?«, fragte sie überrascht.

»Ja.« Er blickte auf seine Armbanduhr. »Mein erster Tag.«

»Verstehe.«

»Wie geht's, Barbara?«

»Gut. Wie immer. Und Ihnen?«

Er trank den letzten Schluck Macchiato. »Wie man's nimmt.«

»Vielleicht haben Sie es inzwischen vergessen, aber das Café ist nicht *der* Treffpunkt für Bullen.«

»Und warum sind Sie dann hier?«

Sie lachte. Barbara Martelli besaß in etwa seine Größe, eine Figur, nach der sich auf dem Revier alle Köpfe umdrehten, und einen Kopf voller blonder Locken, die kaum unter den kleinen, schwarzen Helm zu passen schienen. Für eine Polizistin hatte sie das falsche Gesicht. Zu attraktiv, zu bereit für ein liebenswürdiges Lächeln. Sie sah aus, als gehörte sie auf den Fernsehschirm, um das Wetter vorherzusagen oder irgendeine Show zu moderieren. Stattdessen flitzte sie auf ihrer schweren Maschine durch Rom und verteilte Strafzettel auf eine so hinreißend charmante Art, dass manche extra aufs Gaspedal traten, sobald sie erkannten, wer ihnen da auf den Fersen war.

Früher, vor der Schießerei, die ihm zum Verhängnis geworden war, hatte sich Nic Costa gelegentlich gefragt,

ob er ihr vielleicht nicht ganz gleichgültig war. Einige der Jungs hatten ihn grinsend aufgefordert, sich mit ihr zu verabreden – natürlich unter der Bedingung, dass er ihnen danach alles haarklein berichtete. Doch dazu kam es nie. Sie war schlicht zu perfekt. Sie absolvierte jede Fahrprüfung mit Auszeichnung, ganz gleich ob hinter dem Lenkrad oder in der Motorradtruppe. Darüber hinaus galt sie als brillante Schützin, was sie für heikelste Aufgaben prädestinierte. Barbara Martelli war einfach eine Spur zu vollkommen. Das verlangte Distanz.

»Manchmal muss man für eine Weile abtauchen, Nic. Tun Sie das auch gerade? Wenn ja, dann ist es dafür noch ein bisschen früh. Sie müssen zurück in den Ring, um den Gong hören zu können.«

»Ich habe mir nur einen kleinen Kaffee genehmigt«, murmelte er.

»Wie lange ist es jetzt eigentlich her?«

»Sechs Monate.« Sechs endlose Monate der langsamen Genesung von seinen Schussverletzungen und der daraus resultierenden Verunsicherung. Manchmal fragte er sich, ob er sich jemals ganz erholen würde, ob er das überhaupt wollte.

Barbara Martelli sah ihm direkt in die Augen. Sie war höchstwahrscheinlich die attraktivste Frau in der Questura. Es erstaunte ihn, dass er sie nie zum Essen oder auf ein Glas eingeladen hatte. Nicht, um mit ihr anzubändeln. Er fand sie einfach sympathisch. Sie war eine Frau, mit der man gern zusammen war, die einem das Gefühl gab, etwas Besonderes zu sein. Im Grunde kannte er sie kaum.

»Aber Sie wollten doch wieder arbeiten? Oder hat Falcone Sie unter Druck gesetzt?«

»Nein. Ich meine ... Ich wüsste auch nicht, was ich sonst tun sollte. Sie?«

»Nein.«

»Wir sind alle gleich, oder? Arm an Alternativen.«

Nic Costa lauschte seiner Stimme nach, und ihm gefiel nicht, was er hörte. Was klang da mit? Verbitterung? Selbstmitleid? Er war achtundzwanzig Jahre alt. Früher wäre ihm so etwas nie über die Lippen gekommen. Aber der noch immer nicht befriedigend gelöste Fall Denney, durch den sein Partner Luca Rossi das Leben verloren hatte und er selbst an den Rand des Todes gebracht worden war, hatte ihn verändert. Der neue Nic Costa rannte nicht mehr jedes Mal los, wenn er einen klaren Kopf bekommen wollte, joggte nicht mehr wie ein Wahnsinniger durch die Straßen rund um den Campo dei Fiori. Sein kleines Apartment am Vicolo del Bologna hatte er verkauft und wohnte nun im Haus seines verstorbenen Vaters, einem alten Landsitz nahe der Via Appia Antica, auf dem er seine Kindheit verbracht hatte. Costas physische Wunden waren größtenteils verheilt, die psychischen schmerzten noch immer von Zeit zu Zeit.

Er vermisste Luca Rossis wortkarge Intelligenz, seine scharfsinnigen Einsichten, und bedauerte, diese Fähigkeiten während der kurzen Zeit ihrer Zusammenarbeit nicht genügend geschätzt zu haben. Nic Costa wusste, dass er als ein anderer in den Polizeidienst zurückkehren würde. Es war notwendig, für seine Arbeit das zu übernehmen, was Falcone, der ihn durch eindringliche Gespräche aus dem Rollstuhl herausgeholt hatte, Pragmatismus nennen würde.

Diese Wandlung hielt der kühle, sachorientierte Inspektor Falcone für unvermeidlich. Vielleicht hatte er Recht. Costa war sich da noch immer nicht ganz sicher. Dieser Zynismus, demzufolge der Zweck die Mittel heiligt, weil man mitunter das Beste aus einem miesen Job machen musste, um den Kampf nicht gänzlich zu verlieren, behagte ihm ebenso wenig wie die Vorstellung, seine Prinzipien der grausamen Realität anzupassen. Das hatte er von seinem Vater – einem unbeugsamen kommunistischen Politiker, der

sich durch seine gradlinige Offenheit mehr Feinde gemacht hatte als die meisten Menschen durch Trickserien.

Barbara Martelli leerte ihre Espressotasse. Sie wirkte nachdenklich. Und ein bisschen besorgt, fand Nic, als gäbe es da etwas, was sie nicht aussprechen wollte. »Ich weiß, was Sie meinen.«

»Womit?«

»Den fehlenden Alternativen.«

Ein Schatten überflog ihr Gesicht, fast so etwas wie Traurigkeit, und ihm kam der Gedanke, dass Barbara Martellis Attraktivität nicht immer nur ein Vorteil war. Sie konnte auch eine Last sein. Die Menschen sahen vor allem ihr Äußeres, nicht den Menschen dahinter, der eigenartig unnahbar blieb.

»Aber es ist das Beste, die Dinge so zu akzeptieren, wie sie nun einmal sind, und weiterzumachen, Nic. Und sich nicht in irgendeiner Ecke zu verkriechen. Das passt nicht zu Ihnen. Zumindest bilde ich mir ein, Sie dafür gut genug zu kennen.«

Er war bereits spät dran. Wenn sie nicht gekommen wäre, würde er weiter hier herumsitzen und zaudern. Bis irgendwann der Moment käme, an dem er zum Landsitz zurückkehrte, um eine Flasche Wein zu öffnen und alles zu ruinieren, was er in den letzten paar Monaten erreicht hatte – die Wiederherstellung seiner Gesundheit, die Wiederbelebung seiner letzten Reste an Würde und Selbstachtung. Es brachte eine gewisse Erleichterung, auf diese Weise auszurechnen. Wenn man das doch nur bewahren könnte. Dann würde es möglicherweise für ein Leben reichen. Leider war das nicht möglich. Man wurde immer wieder wach. Die Realität steckte den Kopf durch die Tür und sagte: »Sieh dich um.« Es gab kein Entrinnen, und das aus einem sehr einfachen Grund: Er lief vor etwas davon, das tief in ihm lag.

»Muss ich Sie etwa persönlich zum Dienst schleppen?«, wollte sie wissen.

»Ich könnte mich krank melden.«

»Nein!« Vor Empörung wurden ihre grünen Augen ganz groß.

Sie flirteten miteinander, aber nicht ernsthaft. Das war nur Barbaras Art, ihn aufzurütteln. Wenn sie es für nötig hielt, würde sie das mit jedem machen.

»Es ist unser selbst gewählter Beruf, mit dem wir unseren Lebensunterhalt verdienen. Halbe Sachen gibt es nicht. Entweder ist man voll dabei oder draußen. Also?«

Ein verwegener Gedanke schoss ihm durch den Kopf, sprudelte ihm über die Lippen, ohne ihm Zeit zu lassen, die Konsequenzen zu erwägen. »Könnten Sie sich vorstellen, mit mir auszugehen, Barbara? Halten Sie das für möglich?«

Eine leichte Röte stieg in ihre Wangen. Barbara Martelli wurde mindestens zehnmal am Tag um ein Date gebeten.

»Fragen Sie mich das morgen noch einmal. Unter einer Bedingung.«

Er schwieg, eigenartig verlegen über die plötzliche Vertrautheit.

Sie hob eine Hand, zeigte in die Richtung der Questura.
»Dass Sie mir die Frage da drinnen stellen.«

Kapitel 3

In Italien machten sie alles ganz falsch. Im Cappuccino war nicht genug Milch. Die Pasta schmeckte nicht wie sie sollte. Die Pizzas waren zu dünn. Und dann der Alkohol ... Lianne Dexter konnte sich beim besten Willen nicht erklären, was damit nicht stimmte. Normalerweise ließ die Wirkung zwei Stunden nach dem Lunch nach. Aber sie fühlte sich noch genauso berauscht wie beim Verlassen der Osteria, und das begann sie nervös zu machen. Die Flasche Pellegrino aus dem Rucksack, den Bobby aus dem Auto gerettet hatte, bevor es in Flammen aufging, war leer. Jetzt hatten sie nichts mehr zu trinken, nichts zu essen und auch nur wenig Geld. An den mühsamen Fußmarsch über die holprige Landstraße zur nächsten Autostrada wagte sie nicht einmal zu denken. Wie brachte man einen Italiener dazu, anzuhalten und einen zu Avis zu bringen, um sich den Mietpreis für den beschissenen Wagen erstatten zu lassen? Und was war mit dem Zeug, das Bobby ausgebuddelt hatte? Bisher bestanden seine Fundstücke in einer Münze, die ganz so aussah, als wäre sie sehr alt, einem riesigen Nagel und einem schmutzverkrusteten Gegenstand von der Größe einer Kinderhand, von dem Bobby versicherte, es handele sich garantiert um ein antikes römisches Halsband, das in alter Schönheit erglänzen würde, wenn er erst einmal den Dreck abgekratzt habe. Das wäre natürlich ganz großartig – bis auf die Tatsache, dass sie hier gar nicht graben durften. Was die Italiener mit Sicherheit wussten. Und vielleicht war das Halsband auch nur ein Stück Bremsbelag. Als Tochter eines Automechanikers kannte sich Lianne mit diesen Dingen aus, ein bisschen zumindest. Und für sie sah der Fund ganz nach einem Bremsbelag aus.

Sie leckte sich die Lippen. Ihr Mund fühlte sich staubtrocken an. Der billige Wein machte sich mit stechenden Kopfschmerzen bemerkbar. Es ging auf drei Uhr nachmittags zu, und es wurde schon dunkler. Sie mussten endlich etwas unternehmen. Auf keinen Fall wollte sie die Nacht in dieser grässlichen Wildnis zubringen, mit den sonderbaren Gerüchen und Flugzeugen, die alle zwei Minuten über ihre Köpfe hinwegdonnerten.

»Bobby ...«

Doch der war nicht zufrieden mit seiner Beute. Tom Jorgensen besaß immerhin einen Marmorkopf, und der stellte alle seine Fundstücke in den Schatten.

Er riss sich die Kopfhörer ab. »Was ist?«

»Es wird langsam dunkel. Wir müssen hier weg.«

Bobby Dexter warf einen Blick auf den düsteren Himmel und grunzte verächtlich. »Noch fünf Minuten.« Dann setzte er die Kopfhörer wieder auf und schlenderte zum Ufer. Dort war es sumpfig, das erkannte Lianne an dem eigentümlich sauren Geruch, den sie mit den Cranberryfarmen in Maine verband, einer Gegend, die sie in einem ihrer früheren Urlaube besucht hatten.

»Torf ...«, sagte sie versonnen. »Was zum Teufel ist jetzt wieder los?«, brüllte Bobby. Eine 747 donnerte so tief über sie hinweg, dass die Erde erbebt. Sie musste sich die Ohren zuhalten.

»Nichts«, flüsterte Lianne und wünschte sehnlichst, sie wäre anderswo. Ihretwegen sogar zu Hause. Die Cranberryfarmen waren angenehm gewesen. Interessant. Mit Menschen, die ihre Sprache sprachen und ihr nie das Gefühl gaben, fehl am Platze zu sein. In Rom war das anders. Hier hatte sie ständig den Eindruck, dass alle Gesichter auf den Straßen sie anstarrten und nur darauf warteten, dass sie etwas Falsches sagte, um die falsche Ecke bog. Es war alles so *fremd*.

Ein neues, unerwartetes Geräusch ließ sie zusammenzucken. Bobbys Pfiff. Aufgeregt zerrte er sich die

Kopfhörer vom Schädel und zeigte auf eine dünn mit Gras bewachsene Erdofläche vor sich.

»Nur noch ein Versuch, Süße. Dann können wir verschwinden. Gib mir den Spaten.«

Sie tat es. Bobby Dexter setzte den Spaten senkrecht an und sprang mit beiden Füßen auf die Kante. Das Blatt drang in den Boden wie ein Messer in Butter. Bobby schüttelte die Erde vom Spaten und stieß erneut zu.

»Torf«, sagte Lianne noch einmal und sah zu, wie Bobby sich fluchend abmühte. »Das Zeug ist weich, Bobby. Du brauchst dich nicht so anzustrengen. Warte ...«

Sie hob die mitgebrachte Schaufel auf und hockte sich neben ihren Mann. Im Discovery Channel hatte sie einmal eine Sendung über Ausgrabungen gesehen und wusste, wie Archäologen zu Werke gingen. Obwohl sie wohl nie begreifen würde, warum die mitunter sechs oder acht Stunden am Tag in der Erde wühlten.

»Man muss behutsam vorgehen«. Lianne drückte die Spitze der Schaufel in den Boden. Ein säuerlicher Geruch schlug ihr entgegen. Er erinnerte sie an Cranberries, an ihren herben, mit Wodka vermischem roten Saft. »Sieh her ...«

Sie kratzte an der Oberfläche und bemühte sich, den Geruch nicht einzuatmen. Und dann traf die Schaufel auf etwas Hartes. Lianne Dexter schluckte krampfhaft und fragte sich, ob sie sich möglicherweise gleich erbrechen musste. Tastend schob sie die Schaufel durch die Erde. Aber das Werkzeug traf offenbar immer wieder auf dasselbe geheimnisvolle Objekt.

Bobby bückte sich, nahm ihr die Schaufel ab und begann im Boden zu stochern. Ein wenig zu grob, wie sie fand.

»Was ist es?«, fragte Lianne.

Ein Gegenstand wurde sichtbar. Es hatte die Farbe von Torf, ein dunkles Holzbraun, und fühlte sich hart an. Bobby kratzte das Objekt noch ein wenig mehr frei, dann holten beide tief Luft und hockten sich auf die Fersen. Was sie vor

sich sahen, schien die Darstellung eines menschlichen Arms zu sein. Eines weiblichen vermutlich, denn die Falten eines Kleiderärmels waren dem unbekannten Künstler verblüffend naturgetreu gelungen.

»Er sieht unglaublich echt aus«, stellte Lianne schließlich fest.

»Hallo«, rief Bobby mit ätzender Ironie. »Erde an Planet Lianne. Es ist eine Statue. Die müssen echt aussehen.«

»Aber sie haben nicht diese Farbe.«

»Lianne ...« Stöhnend verdrehte er die Augen. »Die Statue liegt seit Tausenden von Jahren in der Erde. Wie soll sie nach dieser Zeit denn aussehen? Strahlend weiß? Glaubst du denn, das Ding wurde schutzversiegelt, bevor es hier gelandet ist?«

Sie schwieg. Ein Punkt für ihn.

Bobby kratzte weiter. Am Ende des Arms tauchte eine Hand auf. Schmale Finger krallten sich um den Schaft eines massiven Geräts. Verblüfft starrten die beiden das Objekt im Boden an. Jetzt kam Lianne ihr Fund sehr feminin vor und überraschend bekannt. Dann klickte es und sie wusste, woran sie der Anblick erinnerte. Diese leblose – Gestalt da vor ihr sah aus wie eine kleinere Version der Freiheitsstatue, die eine Steinfackel umfasste, als wollte sie die hoch in den Himmel recken.

»Das ist kein Metall, Bobby«, erklärte sie mit einer Bestimmtheit, die sie fast ein wenig beunruhigte. »Warum hat dein Detektor sie trotzdem aufgespürt? Hast du dir das schon mal überlegt?«

Er funkelte sie finster an. »Manchmal verblüffst du mich wirklich. Da bin ich dabei, Tutenchamuns Sarkophag oder noch was Tolleres auszugraben, aber du kannst nichts anderes als nörgeln. Und jetzt lass mich gefälligst in Ruhe. Ich muss nachdenken.«

Er stand auf, ging einen halben Meter entfernt wieder in die Hocke und begann da zu scharren, wo er offenbar den anderen Arm vermutete. Und fand ihn natürlich, nur

wenige Zentimeter unter der Oberfläche. Vielleicht hatten die Regenfälle der letzten Tage etwas von der obersten Dreckschicht fortgespült. Vorsichtig entfernte Bobby die Erde zwischen den Armen. Der Oberkörper der Gestalt wurde sichtbar. Sie trug eine Art klassisches Gewand mit einem tiefen V-Ausschnitt, der den Ansatz der ungemein lebensechten Brüste freigab. Sie hatten die Farbe alten Leders und einen sonderbaren Schimmer. Einen Moment lang kam es Lianne vor, als würde die »Haut« unter dem Druck von Bobbys Schaufel nachgeben, aber vermutlich waren das immer noch Nachwirkungen des billigen Weins.

Bobby rutschte auf den Knien weiter und machte sich da zu schaffen, wo er den Rest des Körpers vermutete. Und das zu Recht. Schon bald sahen sie zwei Schienbeine vor sich, mit leicht gespreizten Knöcheln. Aber von keinerlei Gewandfalten bedeckt.

»Sie ist lebensgroß, Bobby«, sagte Lianne.

»Das sehe ich selbst!«

»Und was wirst du nun tun?«

»Himmel! Wenn dieser verdammte Tom Jorgensen mich jetzt sehen könnte. Hast du die Kamera mitgenommen?«

Lianne schüttelte den Kopf. »Vergessen.«

»Typisch. *Vielen* Dank.«

»Bobby!«

Er sah seine Frau an. Lianne wusste, wie streitlustig sie sich für ihn anhörte. Es machte ihr nichts aus. Irgendetwas ging hier vor sich, und vielleicht war es Zeit, sich endlich einmal zu behaupten.

»Was ich jetzt tun werde?«, öffte er sie nach. »Was ich will, Lianne. Genau das, was ich will, verdammt noch mal.«

»Das Ding ist zu groß. Du kannst es nicht als Übergepäck deklarieren. Außerdem hat es die Farbe von Scheiße. Und es stinkt. Riechst du das nicht?«

»Es lag Jahrtausende im Sumpf. Wie soll es da wohl riechen? Nach verdammten Rosen?«

Sie trat einen Schritt von der Statue zurück und verschränkte trotzig die Arme. »Ich finde den Gestank grauenhaft. Und hör auf so zu fluchen. Das gehört sich nicht.«

Unterdrückt fluchend rutschte Bobby zu der Stelle, wo sich der Kopf befinden musste, und begann, die Erde fortzuschaukeln. Lianne hoffte, dass der Kopf nicht mehr da war. Wünschte sich, dass Bobby einen Torso mit zwei Beinen fand. Musste Tom Jorgensen das nicht zum Schreien komisch finden?

Aber da war ein Kopf. Ein möglicherweise sogar schöner Kopf, wenn ihn erst jemand von Erde und Dreck befreit hatte. Während Bobby Dexter emsig schaukelte, begann seine Frau zu begreifen, was sie da gefunden hatten. Eine lebensgroße, römische Statue, vielleicht ein paar tausend Jahre alt. Durch diese ganze Zeit im Sumpf vielleicht ein wenig fleckig und verfärbt, aber sonst absolut perfekt erhalten. Sie wusste auch, was Bobby dachte. Wozu gab es Restaurateure? Vielleicht konnte einer von ihnen die Statue wieder in den strahlenden, weißen Marmor verwandeln, in den ursprünglichen Zustand, als Julius Cäsar oder irgendein anderer längst verblichener Italiener die Statue hatte anfertigen lassen.

Es gab nur ein kleines Problem. Sie war einfach zu groß. Nie im Leben konnten sie beide die Statue aus der Erde heben. Eine lebensgroße Steinfigur wog bestimmt eine Tonne. Selbst wenn sie sich von jemandem helfen ließen, gab es absolut keine Chance, das Ding in die USA zu schaffen.

»Lass uns verschwinden, Bobby«, flehte Lianne. »Wir können irgendwo anrufen und von unserem Fund berichten. Vielleicht erhalten wir eine Belohnung. Vielleicht kommen wir in die Zeitung. Den Artikel kannst du dann Tom Jorgensen unter die Nase halten und dich an seinem Neid weiden.«

»Die Belohnung kannst du vergessen«, fauchte er sie an.
»Wir sind in Italien, Lianne. Wahrscheinlich reißen sie sich das Ding selbst unter den Nagel und bringen uns hinter Gitter, weil wir hier unbefugt herumgestöbert haben.«

»Und was willst du sonst tun?«

Sie widersetzte sich ihm, das war beiden klar. Sie standen an einer Art Wendepunkt in ihrer Ehe. Von dem aus jeder von ihnen nur in eine von zwei Richtungen gehen konnte: in die Selbstständigkeit oder die Unterwerfung.

Bobby Dexter stand auf und griff nach dem Spaten. Er fühlte das Gewicht in seinen Händen und starrte begierig auf die halb in der Erde verborgene Gestalt.

Lianne beobachtete ihn, und so etwas wie kalte Furcht stieg ihm ihr hoch.

»Bobby?«, fragte sie fast flehend. »*Bobby ...?*«

Kapitel 4

Nic Costa steuerte den unauffälligen Polizei-Fiat die Uferstraße am Tiber entlang. Neben ihm auf dem Beifahrersitz hockte Gianni Peroni, der Partner, den man ihm an diesem Morgen zugeteilt hatte, und stopfte sich ein dick mit Schweinebraten belegtes Panino in den Mund. Er war ein hoch gewachsener, muskulöser Mann Ende vierzig, mit unvergesslichen Zügen. Irgendwann musste er mit dem Gesicht – und Costa wusste, dass er sich entsprechende Fragen nicht mehr lange verkneifen konnte – gegen eine Wand geprallt sein. Seine Nase war übler zugerichtet als die eines Rugbyspielers. Unter seiner niedrigen Stirn saßen helle, schlaue Schweinsäuglein. Eine zerklüftete Narbe verlief diagonal über seine rechte Wange. Zur Vervollständigung des Bildes trug Peroni seine grauen Haare kurz geschoren wie ein US-Marine. In seinem dunklen Anzug über einem schneeweißen Hemd sah er aus wie ein Gangster, der sich für die Teilnahme an einer Hochzeit fein gemacht hatte. Es war in der Questura allgemein bekannt, dass der Mann in seiner gesamten Laufbahn gegenüber einem Kunden noch nie handgreiflich geworden war. Das brauchte er auch nicht, dachte Costa. Die Typen warfen einen Blick auf ihn, schluckten trocken und benahmen sich anständig. Das war einer der Gründe dafür, dass Peroni als einer der beliebtesten und am meisten respektierten Kommissare der Truppe galt. Ein Mann, von dem Costa nie erwartet hätte, dass er ganz selbstverständlich mit ihm Streife fahren würde.

»Keine Ahnung, woher sie die Frechheit nehmen, dieses Zeug *porchetta* zu nennen«, murrte Peroni. »Da, wo ich herkomme ... aus einem kleinen Ort in der Nähe von Siena. Da gibt es nichts anderes als Landwirtschaft – zu